



...ausgegeben. Von einem kleinen Mädchen verlange man wirklich nichts weiter, als daß es vergnügt und brav sei.

Daraufhin hat sich die Besorgte erleichtert ins Kinderzimmer getrollt. Doch mit dem Spielen ist es heute nichts geworden. Sehr bald kommt von neuem eine große Nachdenklichkeit über Lieselotte, die sie nun nicht wieder losläßt.

So tappt sie jetzt also über den Teppich hin und her. Bisweilen schüttelt sie im heftigen Selbstgespräch den Kopf. Dann wippen die steil abstehenden Zöpfchen rechts und links neben dem nachdenklichen Gesichtchen gleichsam wie Ausrufungszeichen.

Kein Blick gilt mehr den Puppen, den Bilderbüchern und all den anderen Spielsachen: Ueber diese lustige Welt hat sich ein Neues, Ernstes und Großes hochgereckt und hält das Kind in Bann.

Wie kann Lieselotte, neben Vater und Mutter, selbst irgend eine Arbeit beschaffen? Sie ist doch gar kein so kleines Mädchen mehr, wie die Mutter meinte, von dem man nichts verlangen könnte. O nein, jetzt will man einmal zeigen, was ein deutsches Mädel kann. Mit dem guten Willen allein ist es allerdings noch nicht getan. Lieselottes Tatkraft versinkt schnell wieder in neue Ratlosigkeit. Bekümmert steht sie vor ihren Spielsachen: Sie ist immer vorsichtig und sorgsam, selten nur bricht sie etwas entzwei. Da ist also jetzt nichts, aber leider auch gar nichts zum Ganzmachen fortzugeben. Nirgends eine abgestoßene Ecke, alle Puppen und Stofftiere sind wohlauf. Das Kinderzimmer mit allem Drin und Drum und Dran ist das reinste Schmuckkästchen.

Aber halt! Lieselottes Gesicht hellt sich auf. Hat der Vater neulich nicht davon gesprochen, er würde dies und das für die Wirtschaft n e u anschaffen! Kann sie denn das in ihrer Puppenwirtschaft nicht auch?

Doch die Sache hat noch einen Haken; man braucht Geld dazu, möglichst viel Geld. Und sie wird ganz tollkühn. Sie hat ja die Sparbüchse, jenes braunglasierte Tonschwein mit dem Schlitz auf dem Rücken. Sehr geliebt ob seiner spiegelblanken Rundlichkeit und bisweilen mit Schütteln um seinen klappernden Inhalt befragt. Würdevoll thront es auf dem Spielschrank. Das muß nun herunter! Und dann wirft die Eifrige kurzentschlossen die Sparbüchse auf die Erde. Klirrend rollen Geld und Scherben durch die Stube. in alle Winkel. Eilig kriecht das Mädelchen hinterher und sammelt die Schätze ein.

Es ist ein hübsches Sümmchen, das Lieselotte zusammenklaubt. Onkels und Tanten haben nicht gespart, sondern freigebig bei jeder möglichen Gelegenheit ihr Scherflein beigesteuert. Bald häufen sich auf dem Tisch viele Groschen, auch ein paar Markstücke, und — o Staunen — ein Taler ist dabei.

Lieselotte ist ungeheuer glücklich über solchen Reichtum. Sie läuft zur Mutter, den Schatz klimpernd in der Schürze. Es gibt eine lange und gründliche Beratung. Geduldig schlägt die Mutter vor, stellt Berechnungen an, hemmt allzu großartige Pläne. Endlich einigt man sich darauf: beim Korbmacher an der Ecke, bei dem so selten ein Käufer im Laden zu sehen ist, etwas zu bestellen. Und Lieselottes Herz schlägt höher, als die Mutter meint, das Geld reiche sogar zu einem Stuhl für das Töchterchen selbst — —

Also macht Lieselotte sich auf den Weg. Zuerst langsam, gesetzt, wie es sich für ein Mädchen schickt, das hingeht, um vom eigenen Gelde Arbeit zu vergeben. Aber der Eifer wirft bald alle Würde über den Haufen. Mit großen Sprüngen rennt sie die Straße herunter. Den Zettel, auf dem die Mutter ihr das Nötigste für den Korbmacher aufgeschrieben hat, schwenkt sie wie eine Fahne.

Atemlos langt sie im Laden an. Nur schwer hört der Mann aus den sich überstürzenden Worten heraus, um was es sich handelt. „Ah — das kleine Fräulein hat einen Auftrag?!“

„Ja, Ja!“ Stolzverschämt nickt Lieselotte. Und die steil abstehenden Zöpfchen recht und links neben dem strahlenden Kindergesicht sind wie Ausrufungszeichen.

Fasching.

Ein Bündel Reime, Gedanken und Anekdoten.

Von Alfred Hein.

Komm her, geliebte Maske, und entspann'
In meinem Angesicht die viel zu würd'gen Falten,
Damit ich endlich ich sein kann,
Der lachend unbekümmert freie Mann,
Für den noch keiner mich gehalten!

*

Frauen, die sich allzu energisch wehren, vor der Demaskierung die Maske auch nur ein wenig zu lüften, halten sich entweder für zu kostbar oder — zu häßlich. Die ersten sind noch unbrauchbarer für ein Faschingsfest als die zweiten. Denn manche weiß gar nicht, wie gut die Häßlichkeit ihr steht

*

Menschen, die andere fragen, was für eine Maske sie wählen sollen, wissen über sich selber noch nicht Bescheid.

*

Glaub zum Fasching keinem Schwur,
Nur Beweisen in Natur!

*

Als Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien mit Frau von Stein sich entzweite, begegneten die beiden sich auf einem Maskenball des Weimarer Hofes und erkannten sich trotz der Maskierung sofort. „Ich kenne Dich, erhabene Göttin!“ sagte Goethe wohlgelaunt zu Charlotte, die in griechischem Gewande an ihm vorüberschritt. „Ich kenne Sie aber nicht...“ gab die Angeredete ärgerlich zurück. „Nun ist mein letzter Zweifel, wer Du seist, geschwunden“, lächelte Goethe der Zürnenden nach.

*

Ein Lächeln am Aschermittwoch wiegt ganze Lachsalven an Faschingsrausch auf.

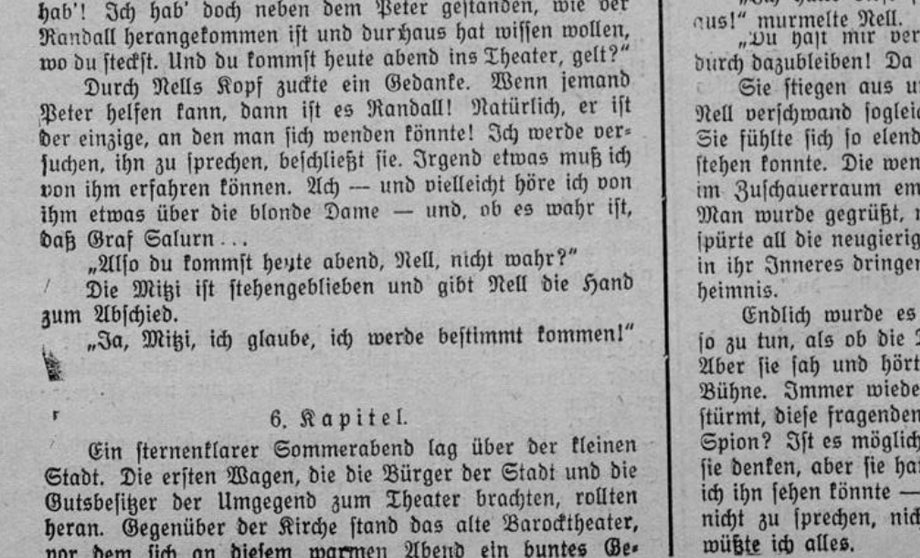
*

Träume sind wir, bunte, leise,
Keiner kennt
Das Instrument,
Dessen schicksalhafte Weise
Alles dreht im ew'gen Kreise,
Menschen, Dinge, Firmament.

Böhmischer Urwald

Den Begriff des Urwaldes pflegen wir unwillkürlich mit dem der Tropen zu verbinden. Jener Waldzustand, in dem das freie Walten der Natur durch kein Eingreifen des Menschen gestört und beschränkt wird, steht zu sehr im Gegensatz zu der zivilisierten Regelung der Natur durch Menschenhand, wie sie in jahrhundertelanger Arbeit dem Urwald in Mittel- und Westeuropa abgekämpft worden ist. Und doch gibt es noch Reste jenes ursprünglichen Zustandes in Europa, nicht nur in den bevölkerungsarmen Teilen Polens und Rußlands, wo noch große Gebiete von ihnen bedeckt sind, sondern sogar noch in Deutschland, wenn auch in sehr geringem Maße, und als prächtigen mitteleuropäischen Urwaldrest in Böhmen. Tief im Böhmer Wald, im Revier Schattawa, südlich vom 1362 Meter hohen Kubany gelegen, erstreckt er sich über ein Gebiet von 46 Hektar in einer mittleren Höhe von ca. 1000 Meter. Im Baumbestand überwiegt die Fichte, dann folgen Tanne, Buche, Ulme und Ahorn. Fichten und Tannen erreichen 47 bis 57 Meter Höhe und diese Riesen messen im Stockdurchmesser 120 bis 190 Zentimeter. Braust der Sturm durch den Urwald und reißt er einen solchen Giganten nieder, dann schlägt er breite Bahn durch die üppig wuchernde Natur und mächtig klafft die Erde an seiner Wurzel auseinander. Bald aber keimt neues Leben über ihm empor. So groß auch der Windschaden ist, gefährlicher sind die Insekten. Mehrere Male herrschte die Borkenkäferplage und verursachte großes Sterben im Walde. Hier findet auch das Hochwild Schutz und es hat sich deshalb in großen Scharen hingezogen. Seit dem Jahre 1858 steht dieser Urwald unter Naturschutz, einer der wenigen Reste, in denen unsere Zivilisation inmitten ihres Herrschaftsbereichs der großartigen Romantik des freien Naturschaffens Raum gelassen hat.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 11. | 10. Februar 1934 | 8. Jahrgang

Was ist geschehen auf Schloß Saturn?

Roman von Lilian v. Kusenberg

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa.

[8. Fortsetzung]

„Aber d u m u ß t kommen, Nell, gib acht, wie nett es wird! Ich hab's schon von ein paar Leuten gehört. Du, und dann — weißt du, wer hinkommt?“ und da Nell stumm den Kopf schüttelt, kichert die Mitzi los: „Jemand, der furchtbar verliebt in dich ist: der Randall!! Du glaubst es nicht? Aber ich hab's doch selber gehört, wie er gestern abend in Schloß Saturn dauernd nach dir gefragt hat. Er hat ja überhaupt fast gar nicht getanzt — und keine Karte angerührt, was ein Wunder ist. Nur, weil er dich nicht finden konnte!“

„Ach, du träumst, Mitzi.“ Nell mußte unwillkürlich lächeln über die falsche Annahme der Freundin. Wenn die Mitzi gewußt hätte, w e s h a l b Randall sie durchaus sprechen wollte.

„Ich träum' gar nicht. Wenn ich's doch selber gehört hab'! Ich hab' doch neben dem Peter gestanden, wie der Randall herangekommen ist und durchaus hat wissen wollen, wo du steckst. Und du kommst heute abend ins Theater, gelt?“

Durch Nells Kopf zuckte ein Gedanke. Wenn jemand Peter helfen kann, dann ist es Randall! Natürlich, er ist der einzige, an den man sich wenden könnte! Ich werde versuchen, ihn zu sprechen, beschließt sie. Irgend etwas muß ich von ihm erfahren können. Ach — und vielleicht höre ich von ihm etwas über die blonde Dame — und, ob es wahr ist, daß Graf Salurn...

„Also du kommst heute abend, Nell, nicht wahr?“

Die Mitzi ist stehengeblieben und gibt Nell die Hand zum Abschied.

„Ja, Mitzi, ich glaube, ich werde bestimmt kommen!“

6. Kapitel.

Ein sternenklarer Sommerabend lag über der kleinen Stadt. Die ersten Wagen, die die Bürger der Stadt und die Gutsbesitzer der Umgegend zum Theater brachten, rollten heran. Gegenüber der Kirche stand das alte Barocktheater, vor dem sich an diesem warmen Abend ein buntes Gewimmel von Gestalten in Uniformen und Sommerkleidern staute.

Aus einem der letzten Wagen stiegen der Oberst Barena und seine Nichte. Der Oberst, der unterwegs fortwährend für Grüße zu danken hatte, warf einen Blick auf seine stumme Begleiterin.

„Ich bitte dich, Nell!“ Der Oberst schob ärgerlich an der Decke, die zu ihren Füßen lag. „Mach' nicht ein so schrecklich abwesendes Gesicht! M u ß man es dir denn derartig anmerken, was mit Peter passiert ist?“

Nell wandte mit einem Achselzucken den Kopf zur Seite: „Du weißt ja, daß ich nicht mitgehen wollte“, antwortete sie leise.

„Ja, damit es die Leute gleich alle wissen, daß man meinen Neffen hat verhaften müssen! Es ist doch wirklich nicht nötig, daß das gleich an die große Glocke kommt! Bitte nimm dich ein bißchen zusammen! Es ist ja doch möglich, daß alles sich noch aufklärt. Aber wenn du aussiehst, als ob dir eben jemand gestorben wäre, dann werden die Leute das Gerücht von Peter sofort bestätigen!“

„Willst du mir denn nicht wenigstens sagen, w a r u m du Peter hast verhaften lassen?“

„Mein Kind, ich kann nicht darüber sprechen!“

„Ich halte diese fremden Menschen heute abend nicht aus!“ murmelte Nell.

„Du hast mir versprochen, wenigstens zwei Akte hindurch dazubleiben! Da sind wir schon. Also bitte, Nell!“

Sie stiegen aus und gingen die große Treppe hinauf. Nell verschwand sogleich im Hintergrund der kleinen Loge. Sie fühlte sich so elend und zerschlagen, daß sie kaum mehr stehen konnte. Die wenigen Minuten bis zum Dunkelwerden im Zuschauerraum empfand sie wie eine körperliche Qual. Man wurde gegrüßt, mußte wiedergrüßen und lächeln, und spürte all die neugierigen Blicke auf sich. So, als wollten sie in ihr Inneres dringen und ahnten um ihr furchtbares Geheimnis.

Endlich wurde es dunkel, und sie brauchte nicht mehr so zu tun, als ob die Dinge um sie herum sie interessierten. Aber sie sah und hörte nichts von den Vorgängen auf der Bühne. Immer wieder kamen die Gedanken auf sie eingestürmt, diese fragenden, bohrenden Gedanken: Ist Salurn ein Spion? Ist es möglich? Nein, nein — er ist es nicht, wollte sie denken, aber sie hatte kaum mehr die Kraft dazu. Wenn ich ihn sehen könnte — wäre alles gut, spürte sie, er brauchte nicht zu sprechen, nichts zu erklären. Wenn ich ihn sähe, wüßte ich alles.

Als es wieder hell wurde, sah sie Randall in der gegenüberliegenden Loge auftauchen. Ein paar Minuten später ging die Logentür hinter ihr, und sie hörte seine Stimme: „Guten Abend, gnädiges Fräulein, kann ich Ihnen etwas Gesellschaft leisten?“

„Ach, lieber Oberleutnant“, der Oberst wandte sich um, „begleiten Sie doch meine Nichte ein bißchen ins Freie. Sie hat solche Kopfschmerzen!“

Daß der Onkel ihr keine Ruhe lassen konnte! Nell stand auf, ein resigniertes Lächeln auf den Zügen.

„Meinetwegen, gehen wir in den Garten.“

Auf dem Weg über die Treppe, mitten im Menschenstrom — und Randalls konventionelles Geplauder in den Ohren, kam Nell wieder der Gedanke: Ob ich mit ihm über Peter sprechen soll? Oder überhaupt das Gespräch auf gestern abend bringe? Ich muß wissen, ob er den gelben Brief im Auto gefunden, und ob sein Verdacht sich bestätigt hat...

Aber sie konnte Randall nicht auf dies Thema bringen. Er wich ihr beharrlich aus — es war, als ob diese Dinge für ihn nie existiert hätten!

„Haben Sie noch schlimme Kopfschmerzen?“ fragte Randall endlich, als seine Begleiterin immer stiller wurde.

„Ziemlich“, antwortete Nell abwesend.

„Dann — wenn es Ihnen recht ist — setzen wir uns ein bißchen auf die Bank dort drüben. Es ist da wenigstens nicht so laut und voll Menschen, wie hier!“

„Ja, gut.“

Nell schritt neben ihm her, immer tiefer in ihre grübelnden Gedanken versunken. Randall hatte übrigens recht, in dem Laubengang, der sich hinter dem Theater hinzog, war es ruhig, und nur wenig Laternen schimmerten durch die Zweige. Die meisten Menschen gingen vor dem Theater auf und ab.

Sie hatten sich hingesetzt, und ein paar Augenblicke war es still zwischen ihnen. Man sah die glimmende Spitze von Randalls Zigarette und den Schimmer, den die Laterne neben ihnen durch die Blätter warf. Fern klangen die Schritte der anderen, und undeutlich hörte man das Gesumm von Stimmen.

Nell spürte eine unbezwingliche Sehnsucht danach, einen Menschen, den einzigen, neben sich zu haben und ihn sagen zu hören: Es ist nicht wahr, was Randall und die anderen glauben!

Plötzlich schrak sie zusammen. Randall hatte seine Zigarette weggeworfen, er beugte sich zu ihr herüber:

„Es ist schön hier, nicht wahr, Fräulein Nell?“

„Ja“, nickte Nell.

„Wirklich — ich bin sehr glücklich, daß ich einmal allein mit Ihnen sprechen kann. Ich habe schon lange auf die Gelegenheit gewartet!“

Mein Gott, was wird jetzt kommen? dachte Nell in leisem Erschrecken. Wird er von gestern abend sprechen? Von dem Brief? Von Saturn?

Sie wandte ihm das erregte Gesicht zu.

„Ich weiß nicht, ob Sie es gemerkt haben, Fräulein Nell?“ Seine Stimme klang gepreßt. Er sieht ihr blasses Gesicht neben sich, er spürt ihre Aufregung — — und plötzlich hat er ihre Hände gefaßt und an sich gezogen:

„Ich liebe Sie, Nell —“ stammelt er, „ich liebe Sie!“

Nell starrt ihn an, ohne zu begreifen. Und fühlt plötzlich seine Arme um sich, sein Gesicht dicht an dem ihren.

„Nicht!“ Nell schreit auf, ihre Arme stemmen sich gegen seine Brust, „lassen Sie mich los!“

„Nein, antworten Sie mir, Nell — Nell — du.“

„Lassen Sie mich los —“

Nell stößt ihn zurück, sie springt auf, Schrecken und Ekel im Gesicht. Aber schon steht er neben ihr. Seine Hände haben die ihren gepackt; sie hört sein Flüstern:

„Du mußt mich anhören, Nell! Du darfst mich nicht so verletzen — hörst du! Du darfst nicht!“

War es nicht wie eine Drohung in seinem Ton? Nell versucht ihre Hände loszureißen.

„Sie sind wahnsinnig“, keucht sie, „rühren Sie mich nicht an!“

Mit einem Ruck hat sie sich freigemacht — er wankt von dem Stoß, den sie ihm gibt, auf die Bank zurück.

Nell wendet sich um und läuft wie gehetzt den Laubengang hinunter.

*

Unter dem Portal des Theaters steht die hohe Gestalt des Grafen Saturn. Er ist allein, und nachdenklich geht sein Blick über die Menschenmenge, die er um eines Hauptes Länge überragt. Er grüßt ein paar von den Gutsnachbarn, und von einigen aus dem Städtchen wird er gegrüßt. Die meisten kennen ihn, wenigstens vom Sehen, und, trotzdem er jahrelang auf Reisen war, zählen sie ihn doch nach hier gehörig. Auch wenn sie kaum mehr von ihm wissen, als daß er der letzte Erbe von Schloß Saturn ist.

Es ist etwas um ihn — etwas Einsames, was von vielen als Hochmut gedeutet wird. Er tut auch nichts dagegen — mit niemand fängt er ein Gespräch an. Seine Blicke gehen noch immer suchend über das Gewühl hin.

... wo sie wohl hingegangen ist, die kleine Nell Varena...? Wieder sieht er sich suchend um. So blaß hat sie ausgesehen, wie er sie da vorhin im Wagen hat an sich vorbeifahren sehen. Aber irgendwo muß sie doch sein — — der Wagen hat doch vor dem Theater gehalten...

Langsam wendet er sich um und biegt in den Garten hinter dem Theater ein. Hier sind wenig Menschen. Ob sie wohl da ist? Es ist so dunkel — man erkennt ja kaum... da, eine Laterne.

Mit einem Ausruf fährt Saturn zurück. Etwas Weißes ist aus dem Laubengang herausgestürzt und gegen ihn geprallt. Er kann die Gestalt gerade noch festhalten, da fällt das Licht der Laterne auf sie — — es ist Nell!

Ist das Nell? Blaß, verstört, mit roten Flecken auf den Wangen, die Haare wirr, und um die Handgelenke rote Streifen. Ihr Atem geht zitternd.

„Mein Gott, Fräulein von Varena!“

Nell sagt gar nichts, nur eine dunkle Röte stürzt über ihr Gesicht und sie streicht sich mit der Hand über die Haare.

„Wollen wir nicht ein paar Schritt auf und ab gehen?“ fragt Saturn, und seine Stimme ist, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, „der zweite Akt hat doch schon angefangen.“

„Ich, ich weiß nicht.“

„Es ist doch besser im Freien zu sein, als da drinnen eingepfercht bei der Hitze, finden Sie nicht auch?“ Wie beruhigend diese Stimme ist.

Nell nickt nur. Was mag er von ihr denken, daß er sie in dieser Verfassung hier draußen angetroffen hat? Seit wann ist er überhaupt hier? Hat er sie beobachtet? Sie will sprechen, aber die Kehle ist ihr wie zugeschnürt.

Und da plötzlich klingen Schritte aus der Richtung, von wo sie hergekommen ist. Jemand geht von hinten an ihnen vorüber — sehr langsam — und dreht sich nach ihnen um.

Es ist Randall. Langsam geht er vorbei.

„Jetzt gehen wir noch ein paar Augenblicke hier auf und ab, ja? Oder wünschen Sie die Begleitung des Herrn Randall?“

Nell ist stehengeblieben:

„Warum fragen Sie das? Sie müßten wissen, wie froh ich bin, daß ich Sie getroffen habe.“

„Wirklich?“

Mag jetzt Randall denken, was er will! Mag er das gelbe Kuvert ... Ja, aber wie ist denn das? Der Graf steht ja neben ihr, er ist frei! Dann hat Randall das Kuvert nicht gefunden, oder er hat es gefunden, und es war nichts Belastendes darin!

Nell spürt ein Glücksgefühl in sich aufsteigen, das ihr die Tränen in die Augen treibt. Dann — kann kein Mensch mehr Saturn verdächtigen! Dann gilt es nur noch, Peter zu helfen.

„Sie sahen so schrecklich traurig aus heute abend, Fräulein von Varena! Ich sah Sie von weitem. Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie haben?“

Nell lächelt zu ihm auf.

(Fortsetzung folgt)

Fasching im Hochgebirg

Von Peter Jens-Partenkirchen

Eine der lustigsten Ski-Fahrten, die wir vor fünfundzwanzig Jahren als Studenten von München aus gemacht haben, ging nach dem kleinen Dorf Obergrainau bei Garmisch. Das liegt so malerisch, wie man sich nur ein Gebirgsdorf vorstellen kann, dicht an die Wälder geschmiegt, die sich bis zu den Schuttrinnen unter den himmelan ragenden Waxensteiner ziehen.

Da gibt es mitten im alten Bergbauerndorf den gemütlichen Gasthof „Zur Post“; hier fielen wir ein mit der festen Absicht, für fünf Tage den Frieden erheblich zu stören. Nur wenige Winterfrischler trafen wir an; aber schon eine halbe Stunde nach unserem Einzug verließen sie fluchtartig das Lokal. Von da an ging ein fröhlicher Betrieb los mit unendlichem Budenzauber und abendlicher Schwarzer Sau mit den verschmitztesten Runden. Wenn wir diese spielten, standen die gesamten Grainauer Burschen in ihren Faschings-Holzmasken um uns herum und quietten vor Lachen.

Die Holzmasken sieht man auch heute noch im Werdenfelser Land. Es ist begreiflich, daß die hier von jeher blühende Schnitzerkunst auch für den Fasching aus dem bildsamen Stoff groteske Masken schuf. Dazu trug man früher das „Fransele-Klear“, ein aus Weberfransen bestehendes Gewand. Wie bei der allgemeinen Rauffreudigkeit nicht zu verwundern, sind die alten Holzmasken oft rauh mitgenommen worden. Immer wieder wurden sie mit allerhand Draht und Leim zusammengeflickt. Das erhöhte aber nur ihren ehrwürdigen Wert.

Mit Masken liefen hier früher alle herum, die noch Witz in den Knochen hatten, vom jungen Burschen bis zum lustigen Siebziger. Vom „Unsinnigen Donnerstag“ an (dem Tag, an dem früher in Bayern die Insassen der Irrenanstalten gebadet wurden) bis zum Faschingsdienstag. Die Maske war über dem Kopf beweglich angebunden, damit man, was im Fasching besonders wichtig ist, den Maßkrug darunter schieben konnte. Ein weißes Tuch verdeckte die Haare, und war einer erkannt, so wechselte er schnell Maske und Gewand und erschien von neuem im Wirtshaus, wo alles enggedrängt zusammensaß und Mann und Frau gemeinsam „maschgeren“ gingen. Jede neue Maske ließ sich erst eine Zeitlang in der Tür betrachten und sprang dann mit Getrampel und „Geraunzer“ in die Gaststube oder schlich mit unheimlichem Getobe herein, wie es die Rolle je erforderte.

Um die etwa eingeschlafenen Geister wachzurütteln, traten dann die Schellenrührer auf. Auch diese in Maske und in einem von den Mädchen des Dorfes weiß geschmückten Hut. Der eine hatte dazu gürtelartig um den Rücken fünf große und schwere Kuhglocken gebunden, darunter um die Hüften ein Kissen, auf das die im Takt immer wieder hochgeschleuderten Glocken federnd auffielen. Diese Kuhglocken verursachten ein scheppendes Gedröhn, und nur besonders starke Burschen brachten es fertig, mit der schweren Last tanzend durch das ganze Dorf zu ziehen.

Mehr unheimlich grotesk war der alte Zwergeltanz, der durch zwei Burschen stumm aufgeführt wurde. Den Kopf verdeckte bis zur Brust herunter ein riesiger Napoleonshut. Darunter saß mit künstlichen Armen, ausgestopft eine Zwergenfigur. Der Tänzer sah durch ein Marienglas im Hut nach vorn. Das Ganze hatte etwas Spukhaftes. Es geht auf alte Volkssagen zurück. Man kann sich vorstellen, wie unheimlich früher den Bauernkindern diese tanzenden Gnome erschienen.

Viel freundlicher waren die großen Umzüge am Faschingssonntag. Da wurde jeder angespannt, der einen Wagen ziehen konnte, und jeder Wagen stellte etwas anderes dar, der Frachtwagen der Fugger, das Hochzeitsfuder der Braut und der elende Rasselkarren des Geizbauern, alles wurde jubelnd begrüßt und mit Witzen empfangen. In Mittenwald gab's einmal ein Fahrzeug mit einer Altweibermühle. Da wurden oben die alten Weiber hineingeworfen; sie kamen unten als blitzsaubere Mädel wieder heraus.

Im letzten Jahr stand der Faschingsfestzug unter dem Zeichen eines Abtriebs von der Alm. Das ist ein großer Spaß fürs ganze Dorf und alle Fremden. Denn da wird im Rahmen eines Zuges alles gezeigt, was der Senn mit seiner Familie, seinen Hütebuben und Sennerinnen von der Alm zurückbringt. Voran die Kuhherde, die festlich geschmückt durch die Reihen der beifallsfrohen Zuschauer zieht. Unter den Kühen schüttelt manch eine den Kopf, was sie müssen im Winter bei einer solchen Gaudi zu suchen hätte. Dann die Geißherde, dann die Sennen, von denen der Allsenn auf seiner Kraxen das Mobiliar mitschleppt, einschließlich Federbett, Kässchüsseln und oben drauf dem Käfig mit der Katze.

Am Zug auf und ab läuft der Gerichtsvollzieher, der hat unaufhörlich zu tun, um alle aufzuschreiben, die oben auf der Alm keine Steuern bezahlt haben und denen er so hoch hinauf nicht hatte nachsteigen können. Nur den Holzhackerbuben tut er nichts, die sehen ihm zu handfest aus, wie sie mit geschulterten Aexten gleich in Marschkolonne daherkommen und mit geschickten Fußtritten ein paar frisch geschälte Baumstämme vor sich her rollen. Die Flößer aus der Partnachklamm folgen, und immer wieder Trachtler-Musikkapellen. Zwei Schellenrührer finden, daß immer noch nicht des Lärms genug ist, die Zwergeltänzer reihen sich mit ihren spukhaften Sprüngen in den Zug ein. Ganz zum Schluß kommt noch eine vielbejubelte Gruppe, ein paar zünftige Bergführer, die eine Gesellschaft von Salontirolern am Seil daherschleifen und ihre Not haben, sie an den vielen Wirtshaustüren vorbei zu bekommen.

Tiefverschneit sieht die Zugspitze auf all den Trubel herunter, sie denkt dabei vielleicht daran, wie sie vor dreißig Jahren in demselben Saal, wo jetzt das einheimische Bauerntheater seine einzigartigen Volksstücke gibt, den Gegenstand einer lustigen Zukunftsparodie bildete „Redoute auf der Zugspitze“.

Ja, vor dreißig Jahren, da war das noch ein einsamer Berg. Das Münchener Haus auf seinem Gipfel hatte man erst vor kurzem erbaut, und der Wetterwart, der da oben allein mit den Wolken und den Stürmen hauste, war mit seiner Unterhaltung auf den Kranz der vielen Hunderte von Bergspitzen angewiesen. Aber in dem Faschingstheater an jenem Abend stand bereits ein vornehmes Zukunftshotel auf Deutschlands höchstem Gipfel errichtet. Da sausten die Frackzipfel erregt hin und her durch Speisesaal und Halle, wenn ungeheures Gedröhne von draußen das Nahen eines neuen Luftschiffs ankündigte. Jedesmal strömte ein Heer von Wintergästen aus aller Herren Ländern durch die schnurrenden Drehtüren herein: Indianer, Neger, Japaner, sogar ein Kannibalenfürst war dabei und ein Engländer, der entsetzt mit dem Fernrohr nach dem Schnitzel suchte, das ihm ein Kellner gerade aufgetischt hatte.

Die Leute wälzten sich vor Lachen über so einen Unsinn, damals vor dreißig Jahren, inzwischen ist da oben Wirklichkeit geworden, was Prinz Karneval in seiner Vergnügtheit erdachte.

Lieselotte schafft Arbeit

Eine deutsche Kindergeschichte von Zoe Helene Droysen

Lieselotte geht in der Kinderstube auf und ab, die Hände auf dem Rücken, die Stirn in ernste Falten gezogen, wie sie es dem Vater abgeguckt hat, wenn er mit der Mutter etwas Wichtiges bespricht. Auch sie hat hier Wichtiges zu besprechen, mit sich selbst.

In der Schule war die Rede davon, daß jeder sein Teil dazu beitragen müsse, Arbeit zu beschaffen. Denn auch der kleinste Beitrag gäbe Brot für einen hungernden Menschen.

Nun hat Lieselotte zwar aus eigener Erfahrung noch nie kennen gelernt, wie Hunger tut. Doch der Lehrer hat sehr eindringliche Worte gefunden. Und die Achtjährige ist fest davon überzeugt, daß mit diesen Worten auch sie gemeint sei!

Zwar hat die Mutter sie beruhigt, als sie aufgeregt aus der Schule heimkam: Der Vater würde allerlei am Hause machen lassen. Und sie selbst hätte eine Menge Näharbeit